

HEYNE <

Das Buch

Anfang der fünfziger Jahre in einem Vorort von Melbourne: An einem warmen Sommerabend gehen Vic, Rita und ihr Sohn Michael die Straße hinunter zum Haus von George Bedser, der die ganze Nachbarschaft zur Verlobungsfeier seiner Tochter eingeladen hat. Vic ist Lokomotivführer und träumt vom »Big Wheel«, davon, die großen Personenzüge zu führen, genau wie sein Lehrmeister Paddy Ryan, der in diesem Moment auf der Strecke nach Sydney ein Haltesignal überfährt und seine Passagiere in Lebensgefahr bringt. Es wird langsam dunkel, und am Ende der Straße, unweit vom Haus der Bedsers, taucht ein schwarzer Wagen auf. Patsy Bedsers heimlicher Geliebter Jimmy ist gekommen, um den Verlobten zu gratulieren und Patsy ein letztes Mal zu sehen, bevor er das Land verläßt. Als er endlich den Mut findet, das Haus zu betreten, haben sich Vic, Rita und Michael schon längst unter die Partygäste gemischt, und Paddy Ryan hat ein zweites Haltesignal überfahren. Keiner der Anwesenden ahnt, daß die heutige Nacht sein Leben für immer verändern wird. Steven Carrolls Roman ist ein stilles Meisterwerk über Liebe und Verlust, über große Träume und enttäuschte Hoffnungen, über das Erwachsenwerden und die Flüchtigkeit des Glücks – und über die große Kunst des Lokomotivführens.

Der Autor

Steven Carroll wurde 1949 in Melbourne geboren. Nach dem Studium arbeitete er zunächst als Englischlehrer, später als Musiker. Heute lebt er als Theaterkritiker und freier Schriftsteller in Brunswick, Victoria. Mit seinem Roman *Die Kunst des Lokomotivführens*, der für die wichtigsten Literaturpreise des Landes nominiert wurde, schaffte Steven Carroll in seinem Heimatland den Durchbruch. Carrolls nachfolgender Roman *Die Gabe der Geschwindigkeit* ist bereits in Vorbereitung und wird wieder bei Heyne erscheinen.

Steven Carroll

Die Kunst des Lokomotivführens

Roman

Aus dem Englischen von
Peter Torberg

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE ART OF THE ENGINE
DRIVER erschien 2001 bei HarperCollins, Sydney



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

Vollständige Taschenbuchausgabe 04/2008

Copyright © 2001 by Steven Carroll

Copyright © 2006 der deutschen Ausgabe by
Verlagsbuchhandlung Liebeskind, München

Copyright © 2008 dieser Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2008

Umschlagmotiv: © Jean-François Gate, Getty Images

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40521-9

www.heyne.de

PROLOG

Samstag abend

Gruppenbild

Rita, Vic und der Junge, Michael, gehen wieder die alte Straße entlang. Es ist Sommer, ein warmer, luftiger Abend, über ihnen wölbt sich ein wolkenloser, pfirsichfarbenen leuchtender Himmel. Die Sonne steht tief, und ihre Schatten reichen fast bis zu ihrem Haus zurück, das am Golfplatz, am Ende der Straße steht.

Sie sind an jener Stelle des Wegs angelangt, wo auf halber Strecke Häuser und Gärten plötzlich Disteln und weitem, wogendem Gras weichen. Die Sonne trifft schon fast auf die Erde, und die drei sind stehengeblieben und schauen hinaus über die flüsternden Grassicheln und Disteln bis zu den Getreidemühlen und Bahngleisen, so als erwarteten sie ihr fernes, dumpfes Aufschlagen.

Vics weißes Hemd mit offenem Kragen paßt eher zu den ausgehenden vierziger als zu den fünfziger Jahren. Ritas Kleid, gelb und schwarz, mit bunten Blumen und einem einzigen dunklen breiten Träger, paßt genau in die Zeit. In diesem Vorort ist es der Zeit sogar voraus. Rita hat sich die Haare mit einem leichten Hauch von Rot gefärbt, und wenn sie geht, wippen sie ihr gelegentlich um den Hals. Michael trägt sein bestes Hemd. Kurze Ärmel, kurze Hose. Rita ist letzten Herbst dreiunddreißig geworden, Vic ist vierzig, Michael zwölf. Da

stehen sie, starr wie auf einem Photo, und warten auf das dumpfe Aufschlagen der Sonne, die sich daranmacht, irgendwo hinter den Eisenbahngleisen und den Getreidemühlen vom Himmel zu fallen.

Doch jenseits der Mühlen verweilt die Sonne etwas länger als sonst, das leere Grundstück leuchtet weiß und golden, und einen Augenblick lang verspricht all dies für immer so weiterzugehen, Sonnenuntergänge, Nachmittage, Samstagabende, Eheschließungen, das Leben. Kein Schicksal droht, denn niemand geht irgendwohin. Unter dem staubigen Fußweg dreht sich keine Erde, am Himmel rührt sich nichts. Die Sonne geht nicht unter. Der Mond nimmt nicht ab.

Die Familie geht weiter auf das Haus des Engländers am Ende der Straße zu – dort soll eine Verlobungsfeier stattfinden. Patsy, George Bedsters Tochter, hat sich verlobt, und die ganze Straße ist dazu eingeladen. Ringsherum ist Feierabend, Tennisplätze, Golfplatz und Cricketfeld sind menschenleer. Die Cricketstäbe sind aus dem Boden gezogen, Netze, Tennis- und Golfschläger wurden aufgeräumt. Die Spieler sind nach Hause gegangen und haben sich für den Samstagabend feingemacht.

Nun öffnet sich an der Straße eine Haustür nach der anderen hinaus auf die Rasenflächen, Fußwege und Streifen unberührter Natur, all die Familien treten wie ein eingespieltes Theaterensemble hinaus auf die staubige Straße und bilden eine kleine Prozession, gefolgt von einem Hauch aus Parfüm, Rasierwasser und einer zarten Spur Mottenkugeln.

Die Sterne nehmen ihre Plätze ein, und der lange, weiße Schweif eines Kometen wird sichtbar. In der Zwischenzeit haben sich alle an den Anblick des Kometen gewöhnt, der sich eine Bahn durch den Himmel brennt. Zu Anfang hat die ganze Straße voller Staunen nach oben geschaut. Aber es dauerte nicht lange, und schon vergaßen sie, nach oben zu schauen, und das Staunen ließ nach, denn der Komet kommt den ganzen Sommer über nur langsam voran.

Die drei bleiben am wogenden Gras des offenen Grundstücks stehen, Rita sieht auf und kneift die Augen zusammen.

»Er sieht aus wie eine Brausetablette.« Sie lacht zufrieden.

Die ganze Familie schaut nach oben, alle nicken. Stimmt. Wie eine Brausetablette, die sich in einem weiten, flüssigen Himmel auflöst. Obwohl der Komet nur langsam vorangekommen ist und es so scheint, als bewege er sich überhaupt nicht, wußten doch alle, daß er sich bewegte. Je weiter er sich bewegte, desto mehr löste er sich auf. Und bald wird jemand beim abendlichen Weg von der Bahnstation nach oben in den Himmel schauen und ihn nicht mehr wiederfinden.

In diesem Augenblick starrt Rita Vic an, und Michael beobachtet sie dabei. Rita scheint verwirrt, so als stelle sie Vic insgeheim die Frage, wer er eigentlich sei. Sie weiß es und doch wieder nicht. Sie kennt ihn seit Jahren, und sie wird ihn niemals kennen. Er ist Lokomotivführer. Er ist lustig, eine Art Poet, ein Scherzbold. Aber er trinkt zu viel. Das liegt an der überschüssigen Lebens-

energie in ihm. Er weiß nicht, wann er aufhören muß. Was besser wäre, denn er verträgt nichts. Aber Rita wußte das schon, bevor sie ihn heiratete.

Auch Rita hat beruflich mit Motoren zu tun. Sie führt den Kunden Waschmaschinen vor, von robusten Gewerbemaschinen bis hin zu kleinen Haushaltsgeräten. Sie ist oft eine Woche oder länger auf dem flachen Land unterwegs und spricht in großen Kaufhäusern vor Hunderten von Hausfrauen in ein Mikrophon. Rita klagt über diese Dienstreisen. Vic klagt über die Lokomotiven, will nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben, aber Rita weiß, ohne sie wäre er am Ende.

Der Vorort, der rings um eine alte Farmersiedlung errichtet wurde, ist neu. Noch immer beherrschen die Farmhäuser aus Blaustein die Aussicht über das niedrige, breite Tal, in dem die Gemeinde liegt, doch langsam nehmen die neuen Umrisse des Vorortes Form an. In die Weideflächen wurden Straßen und mit vornehm klingenden Namen versehene Schotterpisten geschnitten, Häuser tauchen hier und da auf; mit ihren roten Dächern, weißen Verschalungen und Kleingärten sehen sie wie Faltmodelle aus. Das Vieh weigert sich, die neugezogenen Vorortgrenzen anzuerkennen, und grast dort, wo es das schon immer getan hat, auch wenn es sich dabei inzwischen um einen Vorgarten handelt, auch dann, wenn das Futter nicht aus Klee, sondern aus gelben Rosen besteht.

Die Hauptstraße – eine alte Straße zur Anlieferung von Weizen, die zu den Mühlen führt und von dort aus über Gleise in die Lagerhäuser in Melbourne, nur neun

Meilen entfernt – besteht aus zwei imposanten doppelstöckigen Geschäftshäusern, die als einzige vom Bauboom des Jahres 1880 übriggeblieben sind, als man mit dieser Gegend Großes im Sinn hatte. Doch der Boom, den die Grundstücksmakler versprochen hatten, trat nicht ein. Die Läden verstaubten und gingen langsam zugrunde, verkauften Aralien-Pillen, Schaufeln, Spitzhaken, Maschendraht, Fliegenpulver, Stärke, Hemdkragen, Hefetabletten, Maismehl, Waffelbruch und was das Geschäft sonst noch aufrechterhielt.

In den folgenden 70 Jahren blieb nahezu alles unverändert. Nach dem Krieg wurde auf billigem Bauland in der Nähe der Eisenbahnstation eine Fabrik errichtet, deren Besitzer sich unweit davon auf ausgedehntem Grundbesitz ein großes Haus baute. Und nun läßt er sich jeden Tag über Schotterstraßen in einem Bentley zur Fabrik und zurück chauffieren. In gemächlichem Tempo, damit die dunkle Gestalt im Fond die ausgedehnte Fläche ihres Besitzes in aller Ruhe überblicken kann wie ein König, der erst kürzlich abgedankt hat. Gemächlich, damit die Federung des Bentley durch die Schlaglöcher in der Straße keinen Schaden nimmt. Gemächlich, damit alle, denen er auf den Fußwegen und an den Straßenecken begegnet, stehenbleiben und die glänzend schwarze Pracht des Bentley bestaunen können, der seine tägliche Pilgerfahrt vom Anwesen zur Fabrik und zum Anwesen zurück unternimmt.

Mit der Fabrik kamen Arbeiter, neue Häuser, neue Geschäfte. Und mit dem Erfolg der ersten Fabrik kam eine zweite. Und eine dritte. Grundstücksmakler, die eif-

rigen Enkel, kehrten zurück und schufen den Boom, den ihre Großväter 70 Jahre zuvor vorhergesehen hatten, und versprachen all den jungen Käufern genau dasselbe. Ein Wohnviertel mit ehrwürdigen Häusern, üppigen Gärten und schattigen Alleen. Alles sah prächtig aus in diesem exklusiven Viertel. Und das alles für nur hundert Dollar pro Grundstück.

Ringsherum entsteht ein Vorort. Aber nicht der Vorort, den die Makler versprochen haben. Wie bei allen Booms entsteht bald ein Ansturm, alle wollen Land, und in ein paar Jahren werden die Bauherren, die stets schon mit dem nächsten Haus anfangen, bevor sie mit dem ersten fertig sind, billige Arbeiterhäuser hochziehen. Die Stadt ergießt sich über die Küstenebene, und mit der Zeit wird auch diese Gegend verschluckt werden.

Während Vic, Rita und Michael zum Haus des Engländer gehen, ist diese Zeit jedoch noch Teil einer ungeformten Zukunft, kommt erst noch auf sie zu; noch verharret der Ort zwischen Stadt und Land.

Vor ihnen führt die Straße in eine flache Senke, zu ihrer Linken kann man über die offene Weidefläche hinweg durch die hohen Kiefern und Pfeffersträucher die roten Ziegelgebäude, die cremefarbenen überdachten Sitzbänke und den asphaltierten Pausenhof der Schule sehen. Am Morgen zuvor waren Michael und all die anderen Schüler zu den Klängen von Blasmusik in Zweierreihen in ihre Klassenzimmer marschiert. Ein paar Augenblicke zuvor hatte Michael aus dem Schutz der Sitzbänke heraus beobachtet, wie drei Sechstkläßler auf drei Jungen aus ihrer Klasse zugingen. Die drei waren

herausgepickt worden, um sich von den anderen Kindern windelweich prügeln zu lassen. Als sich die beiden Grüppchen gerade gegenüber voneinander aufgestellt hatten, bimmelte die Schulglocke. Alle Schüler versammelten sich, die Blasmusik setzte ein, die sechs Jungen ließen die Arme sinken, schlossen sich der Versammlung an und betraten kurz darauf die kühle, kreidige Stille der Klassenzimmer. Nun ist das Viereck leer, ein leichter Wind fährt durch die Kiefern.

Später steht einer der Jungen, die sich hätten verprügeln lassen müssen, zusammen mit seiner Mutter auf dem Hinterhof eines Hauses, in der nächsten Straße, auf einem Fleck Erde, der einmal ihr Rasen sein wird. Die Mutter bringt dem Jungen das Boxen bei. Sie zeigt ihm, wie er die Arme hochheben und sich schützen soll. Wie er die Schläge abblocken soll. Wie er beobachten, warten und wann er zuschlagen soll. Mutter und Sohn umkreisen einander dort, wo einmal ihr Rasen sein wird, und jedesmal, wenn der Junge die Arme sinken läßt, gibt ihm seine Mutter eine Ohrfeige, um ihn zu wappnen, damit er nicht wimmert und weint und ihm keiner weh tut, wenn sie nicht dabei ist.

Ohne den Himmel zu beachten und seine ungewöhnliche Farbe zu bemerken, umkreisen sich Mutter und Sohn bis weit in den Abend; draußen auf dem Fußweg eine Straße weiter stehen Vic, Rita und Michael neben dem hohen, wogenden Gras des leeren Grundstücks. Im Haus des Engländers in der Senke am Ende der Straße brennt bereits Licht, und die Fenster bilden in der Entfernung gestochen scharfe Rechtecke aus blassem Gelb.

Noch Jahre später wird Michael von diesem Abend träumen. Er wird im Traum zurück in den Vorort gehen, wird auf der Straße stehen und sie alle wieder so sehen, wie sie an diesem Abend waren, und im letzten Schein des Sommerhimmels zum Haus des Engländers gehen. Er wird die Falten auf Vics breiter Stirn sehen, den Mittelscheitel, die dunklen, seitwärts gekämmten Haarwellen. Er wird das Glitzern in Ritas Augen sehen, ihr wippendes Haar, das Blinken ihrer Ohringe. Er wird sich selbst sehen in dem guten weißen Hemd mit dem fest geknöpften Kragen, das er so sehr mochte, aber schon ganz vergessen hatte, bis dieser Traum ihn in die alte Straße zurückführte. Sie alle werden wieder vor ihm stehen, klar, leibhaftig, lebendig.

Doch selbst im nachhinein, selbst im Traum, wird er immer noch die Trümmer dieser Nacht durchkämmen auf der Suche nach einem anderen Schluß, einem, der sich dem Schicksal in den Weg stellt und ihre Lebensläufe ändert. Doch es wird keinen geben, und was immer geschehen soll, wird geschehen, immer und immer und immer wieder.

Im Augenblick jedoch stehen Vic, Rita und Michael vollkommen reglos da, über sich einen erstaunlich pflirsichfarbenen Himmel. Ringsherum stehen die Haustüren offen, um den Wind hereinzulassen. Jalousien zittern kurz, Wohnzimmervorhänge blähen sich wie Segel und fallen wieder zurück. Mrs. Miller ruft ihrem Mann zu, er solle ihr bitte das neue Medaillon bringen, in Mr. Van Rijns Arbeitszimmer klingelt das Telefon, Bruchners Hund kläfft eine schwarze Katze an, die ungerührt auf

dem Hinterzaun hockt, Mr. Malek tritt unsicher an sein Gartentor, Evie Doyle wäscht in der Golfplatzküche den nächsten Stapel schmutziges Geschirr, und bevor die Gäste eintreffen, schaltet Patsy Bedser im Wohnzimmer den neuen Plattenspieler ein.

In der klaren Sommerluft kann man in die Hausflure, Zimmer und Hinterhöfe blicken, kann die lauten, leisen und murmelnden Stimmen drinnen in den Häusern und draußen auf der Straße hören.

ERSTER TEIL

Samstag abend

Die Kunst des Lokomotivführens

Irgendwo da draußen fährt ein Zug. Vic zündet sich eine Zigarette an, läßt das Streichholz fallen und reckt den Kopf seitwärts in Ritas Richtung, um besser hören zu können. Die Ohren gen Westen, den Blick auf die reglose Gestalt seiner Frau gerichtet, die neben der Weide mit dem hohen Gras wartet, lauscht er dem Zug.

Ein Güterzug, das weiß er. Und anhand der abendlichen Stunde kann er vermuten, woher er kommt und wo er unterwegs gehalten hat. Er weiß aufgrund des Klapperns der Räder an den Schienennähten, wie schwer beladen der Zug ist, und er erkennt die Lokomotive an ihrem Motorengeräusch. Und wenn er all diese Informationen zusammensetzt, kann er vielleicht sogar sagen, wer der Lokomotivführer ist. Er kennt ihren jeweiligen Fahrstil, von den meisten zumindest, von den besten, den Künstlern. Er kennt ihre Eigenheiten, ihre Handschrift, die Signatur, die sie auf den Gleisen hinterlassen, um dort von den Schriftkundigen gelesen zu werden, so klar wie die Signatur eines Malers auf der Leinwand.

Vic kann vor seinem geistigen Auge sehen, wie es im Führerstand aussieht. Die Instrumente vor ihm sind nachts hell erleuchtet. Geschwindigkeitsmesser, Dampfdruck, Luftdruck. Direkt vor seinen Augen, aber er liest

die Instrumente nie ab. Eine Lokomotive zu führen ist eine Gabe. Körperlich. Entweder man hat sie, oder man hat sie nicht. Manche Lokführer beobachten die ganze Nacht die zuckenden Nadeln und Ziffern der Instrumente. Sie gehen ganz nach Buch vor, aber Vic hat das Buch gleich am ersten Abend weggeworfen, als er in den Führerstand geklettert ist und sich auf den Fahrersitz gesetzt hat.

All die Zahlen und Instrumente könnt ihr vergessen. Denen traue ich nicht. Habe ich noch nie, werde ich auch nie. Natürlich kannst du ganz nach Vorschrift fahren, man kann die Kurven und abfallenden Strecken mit vorgeschriebener Geschwindigkeit nehmen, dann kommst du pünktlich an, und alle werden dich für einen guten Lokführer halten. Aber ein großer fährt mit Fingerspitzen und Armen, mit Schultern, Bauch und Nacken, mit Eingeweiden und Zehen. Der braucht keine Instrumente, sein Körper ist voll von ihnen. Der Körper sagt dir die ganze Zeit, was du wissen mußt. Aber nur wenige hören hin. Das ist der Unterschied zwischen einem guten und einem großen Fahrer. Die großen hören hin.

Wenn ich nachts da draußen bin, in den regnerischen Hügeln und den durchweichten Schneisen, und es kommt ein anderer Zug auf mich zu, dessen Scheinwerfer einen gelben Pfad durch Wald und Wolken ziehen, dann erkenne ich in Sekundenschnelle an der Geschwindigkeit, dem kontrollierten Wagemut oder der Art, wie der Fahrer sich auf ein plötzliches Gefälle vorbereitet, ob ich einen großen Fahrer vor mir habe. Die

großen hinterlassen in der Bewegung überall ihre Fingerabdrücke. Sie lesen keine Instrumente ab, sie hören auf ihren Körper und auf die Maschine. Und die ganze Zeit über, die ganze Fahrt über, während sie das Vieh und den Bodennebel vor sich aufscheuchen, werden sie damit prahlen, und das zu Recht, daß der volle metallene Teebecher neben dem Fahrersitz nicht ein einziges Mal übergeschwappt ist.

Die Fahrt beginnt mit der Rasur, erst einmal, dann ein zweites Mal. Ein gutes, scharfes Messer und gute Seife. Ohne ein glattes Gesicht kann man nicht fahren.

Wenn man an Kurven gelangt, beugt man sich aus dem Fenster, reckt das Gesicht in den Wind, und die Luft an der Wange wird einem alles sagen, was man wissen muß. Sie wird einem die Geschwindigkeit der Maschine genauer anzeigen als alle Instrumente. Ob man zu schnell ist oder zu langsam. Dann schaut man auf die Schwellen, die unter einem vorbeifliegen, und achtet auf das, was einem die Augen und die glattrasierte Wange sagen.

Es gibt Augenblicke, da fahre ich mit einer Fracht Ballast hinter mir durch die Berge und vergesse die Instrumententafel vor mir völlig, vergesse die Temposchilder entlang der Strecke und durchfahre all die gewundenen Kurven bis zur Bahnstation nur nach Gefühl. Die Bäume ziehen in der Nacht vorbei, der Zug hinter mir knarzt und stöhnt, wenn sich das Gewicht von einer Seite zur anderen legt, ich kann den Wind auf der einen und den glühenden Ofen auf der anderen Wange spüren, der Wald teilt sich und die niedrigen Wolken machen Platz.

Die Tafeln mit den Geschwindigkeitsbegrenzungen fliegen so schnell vorbei, daß ich sie nicht lesen könnte, selbst wenn ich wollte. Und wenn wir zu dem Anstieg kommen, den ich schon erwartet habe – denn das erste, was man in diesem Spiel mitbekommt, ist, Wegführung und Gefälle auswendig zu lernen –, dann summt die Maschine den Hügel hinauf und erklimmt ihn mit mächtigem Schwung, und dann fahren wir den letzten Hang hinunter zur Ebene und nutzen den weiten, ausholenden Kurvenverlauf der Schienen zum Bremsen. Und wenn wir auf dem flachen Gleisstück ankommen, das bis zur Bahnstation reicht, haben wir wieder die vorgeschriebene Geschwindigkeit erreicht. Keiner weiß, wie ich das mache, und ich werde es auch keinem verraten. Das geht nur mich etwas an. Ich kann nur sagen, es ist wie beim Tanzen. Man zweifelt nicht daran, daß einen die Füße dorthin tragen, wo man sie haben wollte. Und eine Lokomotive zu führen ist genauso. Das schafft man nicht, wenn man nach Vorschrift geht. Ja, ja, ich weiß schon, der Zugbegleiter hinten im Waggon klammert sich an seinem Sitz fest, und der Bahnhofsvorsteher schüttelt im Schein seiner Laterne bedächtig den Kopf, wenn wir am Bahnsteig zum Stehen kommen, denn er hat uns die Hügel hinunterdröhnen hören, als wollten wir den ganzen Bahnhof gleich mitnehmen.

Von da an ist das Land flach, sind die Schienen schnurgerade. In ein paar Stunden wird der Himmel sich gelb und rosig erhellern, und wir werden in den schönsten Teil des Tages hineinfahren. Jenen Teil, den niemand sieht. Die Stadt liegt vor uns. Weit und flach.

Straße um Straße, Vorgarten um Vorgarten. In der Entfernung sehe ich meinen eigenen Vorort, stelle mir mein Haus vor, in dem meine Familie schläft. Ich schlafe am Tag, stehe am Nachmittag auf, wasche und rasiere mich, packe meine Tasche mit Tee und dem Eintopf im Henkelmann, mit Tabak, gelben Seifenstücken und Lappen. Dann bin ich wieder bereit für die Nacht; für die Hügel, die Kurven, die Schneisen und die Bahnstationen, die hell erleuchtet bleiben, weil sie wissen, daß wir da draußen sind.

Warten neben dem offenen Land

Rita schaut zum Kometen hinauf. Sie blinzelt in den Himmel und versucht den Punkt zu errechnen, an dem der Komet sich nicht mehr von den Sternen unterscheiden oder völlig verschwinden wird. Dann wird sie von dem entfernten Geräusch eines Güterzuges abgelenkt, der in die Stadt hineinrattert. Vic zündet sich neben dem offenen Land eine Zigarette an. Das glühende Streichholz hat fast dieselbe Farbe wie der Himmel. Das sich entfernende Rattern der Lokomotive verklingt in ihren Ohren, und Rita konzentriert sich auf das leise Glimmen des Streichholzes.

Sie hört die Lokomotive zu einer anderen Zeit, hört das Zischen der Bremsen. Das Knirschen des Schotters unter ihren Füßen. Neben ihr steht ein Koffer. Sie sieht den grauen ländlichen Himmel und die Schindeln des Stationsdaches, die glänzen wie Glas. Sie hört, wie sich hinter ihr die Waggontüren schließen, hört die Signalf Pfeife, als der Zug abfährt.

Er stand in seinen Arbeitsklamotten vor mir und sagte kein Wort. Nein, natürlich nicht. Wir standen beide auf dem Bahnsteig, keiner von uns sagte ein Wort. Und schon wieder spielten wir das kindische Spiel, wer als erster etwas sagte, wer als erster das Schweigen brach. Ich

war es leid. Ich wollte wieder in den Zug steigen und nach Hause fahren, zurück in die Stadt, aber der Zug war fort.

Der Bahnsteig war leer. Niemand sonst steht auf Bahnsteigen herum; wir schon. Zwei Minuten lang, drei oder fünf. Schwer zu sagen.

»Wie geht's?«

»Gut.«

Mehr nicht. Er wandte beim Sprechen den Blick ab, sah über die Schienen hinweg zu den rangierten Wagons und Zugbegleiterwagen. Gut. Nichts weiter. Ich war vor zwei Wochen fortgegangen. Zwei Wochen, in denen wir kein Wort wechselten.

Ich kehrte nicht zu ihm zurück. Ich dachte nicht mal daran. Erst wenn er mir etwas versprach. Erst wenn er sich ins Zeug legte. Erst wenn er mit dem Trinken aufhörte und seine nutzlosen Saufkumpane, die ihn immer tiefer hinabzogen, links liegenließ.

Also ging ich zurück zu meiner Mutter. Da waren wir noch nicht mal ein Jahr verheiratet gewesen. Arme Mama. Hat mich die ganze Zeit umsorgt und mit mir geredet, nur damit ich mich besser fühlte. Aber das tat ich nicht. Es war entweder zuviel oder gar nichts. Kein Gespräch oder so viel davon, daß es fast so war wie gar nicht reden. Die letzten zwei Wochen hatte ich in meinem alten Zimmer gehockt, in meinem alten Zimmer geschlafen und in meinem alten Zimmer wachgelegen, so als sei nie etwas gewesen.

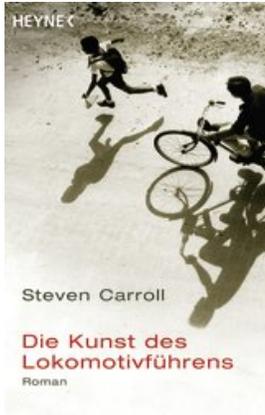
Jeden Tag hörte ich Mama im Hof. Ich hörte das Knarzen der Wäscheleine, das Flattern der Hemden im

Wind, die hell in der Morgensonne strahlten. Noch immer lagen meine alten Sachen in dem Zimmer. Kinohefte. Überall Kinohefte. Ich hatte ganz vergessen, wie viele es waren. Der alte Schrank mit all den alten Kleidern. Doch nichts davon gehörte noch zu mir, und ich wünschte mir unentwegt, er würde schreiben oder anrufen. Nach der ersten Woche wußte ich, er wartete darauf, daß ich nachgab und als erste anrief.

Nach unserer Hochzeit hatten wir es für eine gute Idee gehalten, aufs Land zu gehen. Nur fort von allen. Von den Pubs, den Säufern. Man fängt doch eine Ehe nicht damit an, daß dieser Haufen bei einem herumhängt. Ein sauberer Schnitt, sagte er. Also sind wir aufs Land gezogen. Erst war es mir egal, wo wir waren. Alles, was wir auftreiben konnten, war eine Haushälfte hinter einem Obstgeschäft. Mir war das egal. Es gab einen Hinterhof, ein Gemüsebeet, einen Obstbaum. Das ging eine Weile gut. Aber Pubs und Säufer gibt es überall.

Ich rieche die Pubs und das schale Bier. Hier, neben diesem Feld. Neben dem wogenden Gras und den Kiefern rings um den Schulhof rieche ich das. Abgestanden und krank. Ich rieche es so deutlich, wie ich an jenem Nachmittag auf dem Bahnsteig das Knirschen des Schotters unter meinen Füßen hörte. Er trug meine Tasche, und wir gingen den Bahnsteig entlang zum Fahrkartenkontrolleur, der die ganze Zeit gewartet hatte.

Ich war zwei Wochen fort; wenn ich nicht angerufen hätte, hätte er nie geschrieben, und ich würde immer noch in meinem alten Zimmer hocken und Mama zuhören. Der Fahrkartenkontrolleur lächelte, und wir gin-



Steven Carroll

Die Kunst des Lokomotivführens

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40521-9

Heyne

Erscheinungstermin: März 2008

Entdeckt von Elke Heidenreich für „Lesen!“

In einer schicksalhaften Sommernacht feiern der Lokomotivführer Vic und seine Familie gemeinsam mit Freunden und Nachbarn die Verlobung einer jungen Frau, während in einem schwarzen Wagen ihr ehemaliger Geliebter vorfährt, um Lebewohl zu sagen. Zur gleichen Zeit überfährt eine Diesellok mehrere Haltesignale. Die Katastrophe nimmt ihren Lauf.

Ein sprachgewaltiger, dicht erzählter Familien- und Gesellschaftsroman.